

Hinter der andern Front: Berlin und Potsdam

Frankfurt a. M., 17. Oktober 1916.

Diese Reise soll auch meiner Aufgabe an den Kriegsgefangenen dienen. Das vor allem dadurch, dass — nach öfters auf deutscher Seite ausgesprochenem Wunsch — persönliche Beziehungen zu den dortigen leitenden Instanzen in Kriegsgefangenen-Angelegenheiten hergestellt werden. Durch mündliche Rücksprache kann vielleicht dieses und jenes, das dem Wohle der Kriegsgefangenen beider Länder dient, zustande gebracht werden.

Dann möchte ich verschiedene französische Kriegsgefangene, deren Angehörige oder Freunde mir während meiner Tätigkeit in Frankreich nahegetreten sind, besuchen und, soweit es möglich ist, etwas für sie tun.

Mein geschätzter katholischer Kollege in der Kriegsgefangenen-Seelsorge, ist mein angenehmer Reisegefährte seit der Schweizergrenze.

Das Absteigequartier hier in Frankfurt ist, wie schon bei früheren Kriegsreisen nach Deutschland, das christliche Hospiz Schweizerhof, geleitet durch eine ehemalige Schweizerin, die da, seitdem ihr deutscher Mann an der Front steht, mit ausserordentlicher Tapferkeit und Tüchtigkeit eine grosse Aufgabe vollbringt, es versteht, den Gästen das Gefühl des Zuhause-seins zu vermitteln.

Seitdem ich zum letztenmal hier gewesen bin, ist vieles anders geworden. Die Aenderungen sind Erschwerungen. Erschwerungen für den Hotelbetrieb und für die reisenden Gäste. — Es wird

nach Brotkarten, nach Fleischkarten gefragt, die man vor Beginn des Essens abliefern sollte. — Da wir Schweizer uns so etwas noch nicht verschaffen konnten, wird rücksichtsvoll ein Auge zugeedrückt.

Frankfurt a. M., 18. Oktober 1916.

Fast der ganze Tag verging mit Besprechungen auf der Zentralstelle des Roten Kreuzes und der Kriegsgefangenenhilfe. Unter der Leitung zweier Frankfurter Grosskaufleute (der Gebrüder L.) wird da, mit grossangelegter Organisation, eine ganz bedeutende Arbeit getan.

Eine Spezialaufgabe ist die Nachforschung nach vermissten Kriegsteilnehmern. 300 Personen arbeiten, fast alle ehrenamtlich, in dieser Abteilung, und 90 000 Fälle sind schon zur Behandlung gekommen. Für 13 000 derselben hat man Aufklärung schaffen können, ein ausserordentlich günstiges Resultat, wenn man die ungewöhnlichen Schwierigkeiten in Betracht zieht, die mit diesen Nachforschungen verbunden sind. Durch diese Feststellungen ist in viele Familien — nach langer, qualvoller Ungewissheit — eine gewisse Beruhigung gekommen.

Mainz, 19. Oktober 1916.

Den Abstecher hierher wollte ich mir trotz der Knappheit der Zeit nicht nehmen lassen. Einem der gefangenen Offiziersstellvertreter im Lager Roche Maurice hatte ich das Versprechen gegeben, ich würde auf der bevorstehenden Durchreise nach Berlin seinen in Mainz wohnenden Eltern Gruss und direkten Bericht von ihm bringen. Er hatte mir einen besonders guten Eindruck gemacht, und ich hatte fast unwillkürlich den Schluss gezogen: Wie der Sohn, so wohl die Eltern! Das traf weitgehend zu.

Ich hätte gewünscht, dass einzelne meiner französischen Bekannten, welche nur ein vernichtendes Allgemein-Urteil über alles Deutsche abgeben, mich bei diesem Besuch hätten begleiten können. Es gab da keine bittern Klagen über die Franzosen und ihre Gefangenenbehandlung (obwohl gerade in jenem Lager nicht alles vollkommen ist), sondern Anerkennung des Guten, das dem Sohn auch dort schon zuteil geworden. Und der Wunsch schien den Eltern vor allem am Herzen zu liegen, dass auch unter diesen ungewöhnlichen Lebensumständen Gutes von ihrem Sohn aus-

gehen möge, dass er durch seine äussere und innere Haltung, durch sein Benehmen gegenüber den Franzosen und den Mitgefangenen seiner und seiner Eltern religiöser Ueberzeugung Ehre machen möge.

Dieses erste Zusammentreffen mit Angehörigen von Kriegsgefangenen ist wirklich etwas sehr Erfreuliches gewesen.

Berlin, 20. Oktober 1916.

Im Morgengrauen sind wir durch die Mark gefahren, dann durch das Berlin vorgelagerte Gelände von Wald und Seen — und nun bin ich hier, wo allerlei wichtige Angelegenheiten zu einem einigermaßen befriedigenden Abschluss gebracht werden sollten.

Im evangelischen Hospiz an der Wilhelmsstrasse (wo ich von früher her ziemlich heimisch bin) habe ich mein Absteigequartier.

Da bin ich ganz nahe von meinem Tätigkeitsfelde; denn in dieser Strasse haben — mit dem Reichkanzler-Palais angefangen — fast alle wichtigen Ministerien ihren Sitz, auch das Kriegsministerium, in dem ich wohl am meisten zu tun haben werde.

Da die Türen zu den Ministerien in dieser ziemlich frühen Morgenstunde noch nicht offen waren, habe ich mir noch eine Erholungsstunde gönnen können.

Einer harmlosen Privatliebhaberei nachgehend, bin ich in einen kleinen Antiquitätenladen gegenüber dem Hospiz getreten, um mir eine Kollektion ungewöhnlich schöner Zinnfiguren anzusehen, die einst zu einer bekannten Privatsammlung gehörten.

Da war das „Ritter-Turnier“ aus W. Scott's „Jvanhoe“ nachgebildet, die „Hunnenschlacht“ aus dem „Ekkehard“ von Scheffel, „Wallenstein's Lager“ nach Schiller und dann ein „Raubzug“ aus der Raubritterzeit. Ein Gegenstand, der in gegenwärtiger rauher, gewalttätiger Zeit leider in unerwarteter Weise wieder bedenkliche Aktualität bekommen hat. Alle diese Darstellungen, in origineller Erfindung und sorgfältiger Ausführung, sind kleine Kunstwerke auf diesem speziellen Gebiet. — Der grosse Kenner und Liebhaber dieser Dinge, mein Amtskollege, Pfr. G. K., würde an denselben seine helle Freude haben.

Mindest ebenso originell, sehenswert und hörenswert war aber der gegenwärtige Besitzer und nun Verkäufer dieser Herrlichkeiten, der Inhaber des kleinen Ladens, ein Israelit aus Preussisch-Polen.

Als er von meinem geistlichen Stand hörte, knüpfte er an das

bekannte Dichterwort von „Pfarrer und Schauspieler“ einige Bemerkungen an, um dann seinen grossen Bedenken darüber Ausdruck zu geben, dass hier zu Lande die Pfarrer eigentlich Staatsbeamte seien. Das bringe doch eine ziemlich starke Gebundenheit mit sich, und es müsse den Pfarrer hindern, unter allen Umständen das freie, selbständige Wort zu reden, das doch gerade von ihm erwartet werden müsse; z. B. über das Gebot: „Du sollst nicht töten“ so zu reden, wie es die gegenwärtige Stunde eigentlich verlange.

Er jedenfalls — das merkte ich — liess sich das freie Wort nicht entziehen, und seine Rede, wenn auch vielleicht im Einzelnen anfechtbar, war nicht ohne Salz oder gar etwas Pfeffer.

Nach diesem kurzen Privatvergnügen ging es an die reichlich zugemessene Betätigung: Besprechungen auf unserer Gesandtschaft, dann Verhandlungen auf der Zentrale der Kriegsgefangenenhilfe an der kl. Museumsstrasse, wo nicht nur für die eigenen Gefangenen, sondern auch für die feindlichen viel Verständnis und Hilfswilligkeit zu finden ist. Dann noch Besuche bei Oberhofprediger Dryander, dessen unermüdliche Willigkeit zu Rat und Tat mir von früher her in dankbarer Erinnerung ist.

Am Abend, wo keine Besprechungen möglich waren, den „Egmont“ gesehen und gehört, mit dem Gefühl, dass diese Dichtung durch die Zeitereignisse neue Bedeutung bekommen hat.

Auf dem Kriegsministerium

Berlin, 21. Oktober 1916.

Von 9 $\frac{1}{2}$ bis 11 $\frac{1}{2}$ Uhr Besprechungen zuerst auf dem Kriegsministerium an der Wilhelmsstrasse, dann in der Spezialabteilung für Kriegsgefangenen-Angelegenheiten in der nahen Albrechtstrasse, wo General Friedrich mit kräftiger und fester Hand die Leitung in Händen hat.

Bevor ich zu ihm gelangte, ging es bei den Chefs der Unterabteilungen, Oberst H. und Professor D., vorbei. Alle diese Herren hatten viel zu fragen, auch manches zu klagen über die Franzosen und Mängel an ihrer Gefangenenbehandlung.

Aber auch ich hatte ein spezielles Anliegen und etwas wie eine Klage vorzubringen: Nämlich, dass durch deutschseitiges Nichtein-

halten wichtiger Bestimmungen des deutsch-französischen Abkommens über Kriegsgefangenenenseelsorge die Fortsetzung und gedeihliche Weiterführung dieser doch in mancher Beziehung segensreichen Einrichtung gefährdet sei.

Das Abkommen sieht unter anderem völlig freien, unbeaufsichtigten Verkehr der Kriegsgefangenenenseelsorger mit den Gefangenen vor, was eine notwendige Voraussetzung ungehinderter Aussprache seitens der Kriegsgefangenen und seelsorgerlicher Beratung und Aufrichtung ist. Ein solcher ungehinderter, unkontrollierter Verkehr ist von den Franzosen zugunsten der dortigen deutschen Gefangenen bis dahin wirklich restlos ermöglicht worden, in sehr loyalen Einhalten der Vertragsbestimmungen. Aber auf deutscher Seite ist den unter den Franzosen tätigen schweizerischen Seelsorge-Abgeordneten solch freier Verkehr mit den Gefangenen immer wieder und immer mehr erschwert worden. — Wenn einer der gefangenen Franzosen mit dem schweizerischen Seelsorger reden und ihm sein Herz ausschütten will, so steht fast immer ein deutscher Offizier oder Unteroffizier dabei, oder doch recht nahe, zur Kontrolle mit den Augen und mit den Ohren. Gegen diese Ungleichheit in der Behandlung hat die französische Regierung schon oft Einspruch erhoben durch die diplomatische Vermittlung der Schweiz. Bis dahin vergebens. Und, als ich nun im Einverständnis mit unserer Landesregierung und auch der französischen, diese unerfreuliche, delikate Sache im Interesse der Gefangenen beider kriegführenden Länder zur Sprache bringe, heisst es wieder: „Wir können, wir wollen an unserer Praxis nichts ändern.“ — Bei den einen der Herren ist der Ton der Abweisung etwas höflicher, bei den andern kategorischer.

Anders tönte es dann freilich am Nachmittag beim Oberhofprediger, bei einer neuen Unterredung. Gerade über diese Sache und den Erfolg meiner Verhandlung auf dem Kriegsministerium wünschte er noch genauer unterrichtet zu werden.

Als ich ihm berichten musste, in dieser speziellen Sache sei nichts auszurichten gewesen und die Franzosen könnten — nach langer Rücksichtnahme — nun wohl Gegenmassregeln gegen die deutschen Gefangenen ergreifen wollen, da hiess es bei ihm: „Ich schäme mich für uns Deutsche, dass die Franzosen in dieser besondern Angelegenheit bisdahin weitherziger, menschlicher gewesen sind, als das bei uns der Fall zu sein scheint.“ Er wolle doch

sehen, ob nicht, indem man an einer andern Türe anklopfe, doch noch etwas zu erreichen sei. Das nicht nur wegen der Reputation Deutschlands, sondern auch im Interesse der deutschen Gefangenen in Frankreich, welchen die Wohltat der bisherigen Seelsorge und Fürsorge erhalten bleiben sollte.

Unterbrochen wurde unsere Unterredung dadurch, dass eine „Exzellenz“ sich beim Oberhofprediger ansagen liess. Diese „Exzellenz“ stellte sich dann als eine Dame heraus, die Oberhofdame der Kaiserin, Frl. v. G. Sie hatte übrigens gar nichts exzellenzmässig Steifes an sich, wie sich das gelegentlich bei höheren Würdenträgern findet, sondern gab sich ganz schlicht und natürlich.

Sie hatte vernommen, dass die Präsidentin des deutschen Frauenhilfsbundes, Freifrau v. B., gerne mit mir reden möchte betreffend ihrem in Frankreich gefangenen Sohn und über Kriegsgefangenen-Angelegenheiten im allgemeinen, und ihr Vorschlag lautete: „Wenn Sie Ihre Unterredung hier beendet haben, fahre ich mit Ihnen in der unten wartenden Hofkutsche gleich zu Frau v. B. Das erspart Ihnen einen weiten Gang.“

Unterwegs verging mir die Zeit schnell. Wer, wie Frl. v. G., seit über 30 Jahren in der nächsten Nähe der kaiserlichen Persönlichkeiten gelebt, hat allerlei nicht ganz Gewöhnliches miterlebt, allerlei nicht ganz gewöhnliche Menschen kennen gelernt. Für mich hatte ein ganz besonderes Interesse das, was sie über den einstigen Hofprediger, Emil Frommel, diesen einzigartigen Menschen, aus persönlicher Kenntnis zu erzählen wusste.

Einzigartig war er gewesen als Prediger und Seelsorger, wie auch als Schriftsteller, welcher den Weg zum Volke und zur Jugend zu finden wusste. Mit welcher Spannung waren wir Pfarrhausbuben von Muri seinerzeit dabei gewesen, als unsere Mutter uns die „Bubenreise im alten Stil“ aus Frommels Jugenderinnerungen „Aus dem untersten Stockwerk“ erzählte. Als Frommel dann ins oberste Stockwerk seines Lebens gelangt war, da kam manches Schwere als beharrlicher Gast zu ihm. — Frl. v. G., welche gerade in jenen Zeiten ihn oft von nahem gesehen, konnte bekräftigen, dass auch da, in den gesundheitlich sehr bösen und bangen Tagen, die frohe Glaubenszuversicht und der feine, köstliche Humor seine Begleiter geblieben seien.

Aus der besonnenen Welt der Frommel-Erzählungen und meiner Jugend-Erinnerungen, in der ich während der Fahrt im königlichen

Wagen einen Augenblick geweilt, wurde ich dann mit einem Ruck in die ernste, tränen- und blutbesprengte Gegenwart versetzt durch die nachfolgende Unterredung mit Freifrau v. B., der Leiterin des grossen Hilfswerkes für Kriegerfrauen, vor allem für Kriegerwitwen und ihre Kinder. Dieser klugen, verständnisvollen, energischen Frau konnte ich dann auch das grosse Anliegen betreffend jene Frau eines Kriegsgefangenen vorbringen, welche wegen plötzlich eingetretener, wohl krankhafter Stehlsucht, zu längerer Zuchthausstrafe verurteilt worden ist und deren Familienstand nun dem Zusammenbruch entgegengeht.

Unter gefangenen Engländern und Franzosen

Berlin, 22. Oktober 1916.

Im Zivilgefangenenlager in Ruhleben habe ich nun zum erstenmal Engländer in Kriegsgefangenschaft getroffen. Untergebracht sind sie in den Gebäulichkeiten der dortigen Pferderennbahn. Da, wo sonst in Friedenszeiten Rennpferde, Jokey's, Trainier-Personal ihre vorübergehende Unterkunft hatten, hausen nun seit mehr als zwei Jahren unfreiwillig Engländer — im ganzen unter erträglichen Umständen.

Man kann hier wieder merken, wie der Engländer, wohin er auch auf dem Erdenrund kommen mag, oder verschlagen werden mag, überall das Bedürfnis, aber auch die Fähigkeit hat, sich ein Stück englischen Lebens zu schaffen, sich irgendwie nach heimatlichem Brauch einzurichten.

Eine ganze Anzahl dieser Gefangenen haben sich Privat-Koch-einrichtungen beschafft. Und, während ich durch ihre Kantonnements gehe, finde ich sie eifrig beschäftigt, für ihren Sonntags-mittagstisch diese und jene speziell englischen Gerichte herzustellen, z. B. Fleischpasteten nach englischer Art, wozu ihnen von zu Hause die nötigen Zutaten geschickt werden.

Aber auch für bedeutsamere Dinge halten manche am heimatlich Gewohnten fest: Es wurde heute englischer Gottesdienst von einem gefangenen englischen Geistlichen abgehalten — mit recht auffallender Beteiligung.

Unter diesen Gefangenen sind eine ziemliche Zahl Offiziere und Mannschaften von englischen Handelsschiffen, die vom plötzlichen

Kriegsausbruch in einem deutschen Hafen überrascht wurden und nicht mehr die Möglichkeit fanden, Dampf aufzumachen und das offene Meer zu gewinnen. Gerade ihnen muss die nun schon zwei Jahre dauernde Gebundenheit an den gleichen Ort auf dem Trockenen besonders schwer fallen.

Da sind englische Studenten, die für Studienzwecke in Deutschland weilten und aus den Kollegiensälen und Studentenbuden hierher gebracht wurden.

Nun studieren sie, so gut es geht, auf eigene Rechnung weiter, haben sich dafür chemische und physikalische Laboratorien eingerichtet und sogar gewisse Examen können hier abgelegt werden.

Der darauffolgende Besuch des Gefangenenlagers Dyrotz, das in der Wustermark liegt, verschaffte mir den Genuss eines längern Ganges durch die märkische Landschaft (sandiges Gelände und Kiefernbestände). Das war ein wohltuender Zwischenakt zwischen hinter mir liegenden und vor mir stehenden angespannten Verhandlungen mit hohen, vor allem militärischen Behörden, wo fast jedes Wort zuerst auf die Goldwage gelegt werden muss.

In Dyrotz sind gefangene Franzosen. Es war mir vor allem an einem unter ihnen gelegen, dem ich wichtige Nachrichten von zu Hause zu bringen hatte. Um seinen Angehörigen einen Begriff geben zu können, unter welchen Umständen er lebe, machte ich eine Innenaufnahme der Baracke mit ihren Insassen. Bei dem geringen Quantum von noch vorhandenem natürlichem Licht (es ging schon gegen Abend, und die Baracke hatte nur kleine Fenster), war so langes Exponieren nötig, wie es in einem Photographenatelier kaum je einem Kunden zugemutet werden muss und kann. Aber diese Soldaten brachten es zustande, etwa 20 Sekunden unbeweglich zu sitzen oder zu stehen. Hatten sie wohl im Schützengraben gelernt, ihre Nerven und Muskeln so in Gewalt zu bekommen?

Beim Oberhofprediger

Zum Abendessen war ich Gast des Oberhofpredigers. Kaum saßen wir am Tisch, da sagte er schmunzelnd: „Ich will Ihnen als Vorspeise eine Sie angehende Ueberraschung vorsetzen. — Erraten Sie, was es sein könnte!“ Da in Kriegszeiten so viele un-

gewöhnliche Dinge möglich sind, wagte ich gar keinen aussichtslosen Versuch des Erratens.

Mein Gastgeber rückte nun gleich mit der Mitteilung heraus:

„Seine Majestät möchte Sie übermorgen im Neuen Palais in Potsdam empfangen und begrüßen.“ Er habe dem Kaiser von meiner Tätigkeit unter den deutschen Kriegsgefangenen gesprochen, ihm auch einiges aus einem meiner Briefe vorgelesen. Nun möchte derselbe noch mehr darüber hören, wie es den Gefangenen äusserlich und innerlich gehe, mir auch persönliche Grüsse an dieselben mitgeben. Es werde dann von Potsdam, wo der Kaiser zur Feier des Geburtstages der Kaiserin sich vorübergehend aufhalte, noch eine direkte, schriftliche Einladung mit genauern Angaben an mich gelangen.

Ich musste gleich allerlei ernste Bedenken anmelden: Mangel an „hochzeitlicher“, hoffähiger Gewandung, Mangel an jeder Kenntnis von Hofbräuchen und der Umgangsformen mit Majestäten.

Er beruhigte. Ich solle in der gleichen Kleidung, wie ich sie jetzt trage, zum Kaiser gehen. Vielleicht möchte ein Zylinderhut noch angezeigt sein und ein Paar Glacé-Handschuhe. — Was die speziellen Formalitäten des Empfangs betreffe, brauche ich darob nicht in Sorge zu sein. „Sie werden vom Bahnhof Wildpark bis zum Schloss und bis vor seine Majestät wie ein Gepäckstück „transportiert“ werden, ohne dass Sie sich um das Geringste zu bekümmern haben.“

Ueber das, was gegenüber dem Kaiser zur Sprache zu bringen sei, solle dann noch vor der Audienz zwischen dem Chef des Geheimen Militärkabinetts, dem Generaloberst von Lynker, und mir eine Besprechung stattfinden. Nützlich wäre es auch, wenn ich zum gleichen Zweck noch mit dem stellvertretenden Chef des kaiserlichen Zivilkabinetts, seinem Sohn, dem Geheimrat D., in Kontakt käme.

Beim Zurückkommen ins Hospiz, in mein Quartier, fand ich bereits ein Telegramm vor, das die mündliche Botschaft des Oberhofpredigers bestätigte: „Neues Palais, Potsdam. Seine Majestät wünschen Euer Hochwohlgeboren Dienstag, den 24. Oktober, 11.15 Uhr vormittags im Neuen Palais zu empfangen. Wagen zur Abholung steht bereit Bahnhof Wildpark um 10.58 Uhr zum

Zuge ab Berlin Potsdamer Bahnhof 10.15 Uhr. Telephonische Empfangsbestätigung an Flügeladjutant vom Dienst erbeten.“

An der Stätte, wo einst Bismarck machtvoll amtete

Berlin, 23. Oktober 1916.

Im kaiserlichen Geheimen Zivilkabinett hat der heutige Tag begonnen, den ich am besten als den „Tag der Exzellenzen und Geheimräte“ bezeichnen könnte.

Von dort brachte mich der Geheimrat Dryander ins Herrenhaus zum frühern Staatsminister von Studt, der sich nun mit Kriegsgefangenen-Angelegenheiten befasst.

Dann war das Auswärtige Amt an der Reihe, wo mit dem Abteilungschef für Kriegsgefangenensachen, Geheimrat E., vieles zu besprechen war, u. a. auch der schon erwähnte französische Protest wegen der deutschen Nichteinhaltung des Abkommens über Kriegsgefangenenseelsorge.

Das Auswärtige Amt wäre an seinem Teil zum Einlenken gegenüber den Franzosen bereit, gab der Geheimrat zu verstehen, aber wider das Kriegsministerium und die Oberste Heeresleitung, die anderer Meinung seien, kämen sie in dieser Sache, wie noch in so manch anderer, nicht auf.

Die Herren vom Militär sprächen jetzt die entscheidenden Worte und nach der Meinung des Auswärtigen Amtes werde wenig gefragt. — Auch das Ohr seiner Majestät sei ihnen nicht leicht zugänglich. Vielleicht würde es aber mir, da ich ja zum Kaiser gerufen sei, möglich werden, durch Rücksprache an dieser höchsten Stelle etwas zu erreichen und die Widerstände von der andern Seite zu überwinden.

Beim Weggehen stand mir sehr nahe die Frage: Was würde derjenige, welcher einst in diesen Räumen ein fast allmächtiges Regiment führte, Bismarck, sagen zu solchem Ohnmachtsbekenntnis derer, die nun als seine Nachfolger die Verantwortung für Deutschlands auswärtige Politik haben?!!

Aber hatte er, welcher neben seinem eigenen, allerdings oft genialen Meinen, keine andere Meinung dulden mochte, nicht auch eine gewisse Verantwortung für das Aufkommen dieses Geschlechtes allzu beugsamer, schwachmütiger Staatsmänner?!

Der Schatten dieser gewaltigen Wittertanne war dem Heranwachsen einer neuen, selbständigen Diplomaten- und Staatsmänner-Generation nicht gerade förderlich.

Diese Unterredung auf dem Auswärtigen Amt, auch was dabei zwischen den Zeilen zu lesen war, hat mir mancherlei zu denken gegeben betreffend die diplomatische Kriegsführung Deutschlands und die Möglichkeiten des Kriegsausgangs.

Beim höchsten militärischen Berater des Kaisers

Am Nachmittag Besprechung mit General-Oberst von Lynker, Chef des Geheimen Militärkabinetts. Da der Weg dorthin etwas weit war, fahndete der Oberhofprediger, mein Begleiter, auf ein Taxi, eine in den Strassen des gegenwärtigen Berlin selten sichtbare Erscheinung. Das — meinte er — um schneller vorwärts zu kommen. Zweitens, „dass Sie etwas vom Humor der Berliner Droschkenführer kennen lernen.“ Schliesslich zeigte sich, wonach wir ausspähten. Der Kriegersatz für die Gummimäntel, eine Stahlfederkonstruktion, verursacht einen so gewaltigen Lärm, dass man das Fahrzeug schon auf grosse Distanz herannahen hörte. — Punkto Kutscherwitz erfüllten sich aber die Erwartungen meines Begleiters nicht. Jetzt, wo alles rationiert ist, dürfen übrigens auch an den Humor nicht allzugrosse Anforderungen gestellt werden; es darf nicht verwundern, wenn auch der etwas knapp wird.

Der Chef des Militärkabinetts ist der Berater des Kaisers, des obersten Kriegsherrn, für alles Personelle in der Armee, für die Ernennungen, Beförderungen, Dienstentlassungen; damit eine recht wichtige Persönlichkeit — trotz der etwas im Hintergrund sich vollziehenden Tätigkeit. Zur Zeit Wilhelms I hatte General von Albedyll diese bedeutsame Stellung lange Zeit inne und gewann, wie man erzählt, einen ausserordentlichen Einfluss. Wenn nun damals diesem oder jenem Offizier schon zum voraus zu einer möglichen Beförderung gratuliert wurde, konnte man von demselben etwa das, ein ernstes Fragezeichen in sich schliessende Wort hören: „Ja, so Gott will — und Albedyll!“ Ich schreibe das hier nieder, weil in dieser so leidvollen Zeit man vielleicht schon auch bei dem einen Augenblick verweilen darf, was ein harmloses Lächeln hervorrufen kann und eine kleine Erheiterung bringen.

Mit Beförderung und dergleichen Dingen hatte nun mein Besuch beim jetzigen Inhaber dieser hohen militärischen Stellung nichts zu tun. Er galt nur der Verständigung, wie bei der bevorstehenden Audienz beim Kaiser die Dinge etwa vor sich gehen sollten, was meinerseits vorzubringen, eventuell auch zu verschweigen sei. Es wurde nun abgemacht, dass ich den Kaiser in einem etwa Viertelstündigen, kurzen Vortrag über das Wesentlichste betreffend die Lage der deutschen Kriegsgefangenen, besonders über ihre seelische Verfassung, orientieren solle. Dann würde er wohl noch eine Anzahl Fragen an mich richten. „Seine Majestät hat noch gar keine genaue Kenntnis von allem dem, was die Kriegsgefangenen betrifft. Er wird sich sein Urteil über diese Dinge auf Grund Ihrer Mitteilungen bilden, welche deshalb nicht ohne Bedeutung sind. Denken Sie auch daran, dass Seine Majestät über ein sehr gutes Gedächtnis verfügt und dass Ihre Äußerungen darum ihm lange gegenwärtig sein werden,“ belehrte mich der General-Oberst.

Das zu wissen, ist in der Tat nützlich.

Nach dieser allgemeinen Wegleitung brachte der General-Oberst das Gespräch auf die unerquickliche Differenz zwischen Frankreich und Deutschland in Sachen der Kriegsgefangenenfürsorge. — Auch er bedaure, wie der Oberhofprediger, dass Frankreich da an Weitherzigkeit und vertrauensvollem Engenkommen Deutschland über sei, und es sei ihm auch daran gelegen, dass hierin bald eine Änderung eintrete. — Nur sei ihm noch nicht ganz klar, ob auch über diesen Punkt mit seiner Majestät zu reden und sein Eingreifen anzurufen sei.

Er werde mir dann während der Audienz einen Wink geben, ob ich auch diese etwas unerfreuliche Sache zur Sprache bringen könne und solle.

Da die Möglichkeit vorhanden sei, dass er schon vorher dem Kaiser einige Andeutungen machen könnte, sollte ich ihm in kurzem Diktat gleich die Grundlinien dieses Konfliktes angeben, damit er sichern Boden unter den Füßen habe.

Bevor ich mir auch nur einigermaßen hatte überlegen können, wie über diese komplizierte Materie etwas ganz Konzentriertes und doch das Wesentliche Enthaltendes zum Diktat könne formuliert werden, hatte der General-Oberst sich schon an seinen Schreibtisch

gesetzt und die Feder in der Hand, seinerseits die „Gefechtsbereitschaft“ hergestellt.

Das improvisierte Diktat kam dann aufs Papier, ohne dass allzu viele Pausen zum Nachdenken und für Nachbesserungen nötig gewesen wären. Der hochgestellte militärische Gelegenheits-Protokollführer erklärte sich als befriedigt. — Aber im ganzen möchte ich doch lieber, wenn es sich um so heikle Materie handelt, die Rolle des ganz rasch Ueberlegens, Formulierens und Diktierens einem Andern überlassen.

Während unserer Besprechung kam an den General-Oberst ein telephonischer Anruf aus dem Grossen Hauptquartier. Da es sich nicht um ein militärisches Geheimnis handelte, teilte er mir den Inhalt der erhaltenen Nachricht gleich mit: „Entscheidender deutscher Sieg in der im Gange befindlichen Schlacht mit den Rumänen. Einnahme des Brückenkopfes von Czernawoda.“ Ich war etwas verwundert über den ruhigen Gleichmut, mit der diese Siegeskunde aufgenommen und dann an mich weitergegeben wurde. Es kam mir darob der Gedanke: Entweder ist die allgemeine Kriegslage für Deutschland so günstig, dass dieser spezielle Erfolg in Rumänien gar nicht so sehr wichtig ist. Oder, es stehen die Dinge im allgemeinen zur Zeit so wenig hoffnungsvoll, dass auch diese günstige Wendung im Osten, auf einem Separat-Kriegsschauplatz, nicht recht aus allen andern vorhandenen Sorgen und Schwierigkeiten heraushelfen kann.

Nun ist sorgfältig zu überlegen, was morgen in der verhältnismässig kurzen Zeit, die mir im Neuen Palais in Potsdam zugemessen sein wird, gesagt werden soll, dass das Notwendigste und Wichtigste an den Mann kommt und die Angelegenheiten der Kriegsgefangenen durch diese unerwartete Unterredung mit dem Kaiser möglichst gefördert werden.

Der Kaiser und die Kaiserin

Potsdam, 24. Oktober 1916.

Auf dem Wege zum Bahnhof Richtung Potsdam bin ich am Morgen dem Professor D. begegnet, welcher dem Kriegsministerium zugeteilt ist und sich dort als Vertreter der schärfsten Richtung in Kriegsgefangenen-Angelegenheiten gezeigt hat. Mein Zylinder-

hut muss ihm aufgefallen sein und so frug er bald nach dem Wohin. Auf meinen Bescheid: „Zu einem Empfang bei Seiner Majestät, dem Kaiser,“ sah er mich mit einer Mischung von Verwunderung und Verlegenheit an — und meinte: „Sie haben uns im Kriegsministerium aber gar nichts von einem solchen Empfang gesagt. Werden Sie wohl die zwischen uns streitige Angelegenheit gegenüber Seiner Majestät zur Sprache bringen? — Wir wären bereit, auf die Sache zurückzukommen und eine entgegenkommende Lösung in Betracht zu ziehen.“

Worauf ich bemerkte, die Einladung nach Potsdam sei mir erst vor kurzem zugekommen und sie sei, ohne irgendwelches Zutun von meiner Seite, mir selber unerwartet, erfolgt. — Ob gegenüber dem Kaiser die bewusste Sache berührt werden würde, das werde von den Umständen der bevorstehenden Unterredung abhängen.

Auf der kurzen Bahnfahrt nach Potsdam war mir etwas ähnlich zu Mut, wie einst vor etwa 27 Jahren, als ich mit meinen Klassenossen nach Burgdorf fuhr, um vor der hohen Maturitäts-Examenkommission über meine Kenntnisse in Mathematik und Physik Rechenschaft abzulegen. Nur, dass ich jetzt anstatt der mathematischen Lehrsätze und physikalischen Formeln sorgfältig meine Notizen über das Wesentliche der Kriegsgefangenen-Probleme überlas.

Durch ungenügende, ungeschickte Berichterstattung an den Kaiser konnte ja allerlei Schaden für viele Beteiligte entstehen. — Darum konnte ich mir während dieser Fahrt wohl mancherlei sorgliche Gedanken machen.

Vom Bahnhof Wildpark, der ausschliesslich den Bedürfnissen des kaiserlichen Hofes dient, ging es mit dem Weiterkommen genau so vor sich, wie es der Oberhofprediger in seinem Wort von der Gepäckstück-Spedition vorausgesagt hatte: Die kaiserliche Kutsche stand schon bereit, daneben ein Hofkutscher, welcher mich, den allein Ausgestiegenen, mit den Worten anredete: „Der Herr ist wohl der Herr Hofprediger aus der Schweiz!“ Eine von mir an diesem Titel gleich angebrachte Korrektur wurde nicht beachtet, und für den kaiserlichen Kutscher blieb ich an diesem Tage (auch dann auf der Rückfahrt) der „Herr Hofprediger“.

Nach kurzer Fahrt hielt der Wagen vor der Freitreppe des „Neuen Palais“, der gewöhnlichen Wohnstätte der kaiserlichen

Familie. Unten an der Treppe stand ein Lakai, oben ein Hofdiener, im Vorsaal des Palastes ein Leibjäger. Einer übergab mich dem andern. Der Letzte dann dem Flügeladjutanten vom Tagesdienst, welcher mich in einen Salon führte, wo der General-Oberst mich erwartete.

Dieser hatte gerade noch Zeit, mich darauf hinzuweisen, dass dieser Raum das Sterbezimmer des als Totkranker nur wenige Monate regierenden Kaisers Friedrich III. gewesen, da trat der Flügeladjutant wieder ein mit der Meldung: „Seine Majestät ist bereit, den Herrn Pastor zu empfangen.“

Es war 11.14 Uhr — und, als die Schlossuhr den Viertel schlug, trat ich mit dem General-Oberst durch die eine Türe, der Kaiser durch eine andere in den Empfangssaal. — Ich schreibe diese Zeitangaben nieder, weil ich ob derselben an das Wort denken musste: „Pünktlichkeit ist die Höflichkeitsform der Könige“. Pünktlichkeit also auch in bewegter, unruhvoller Kriegszeit!

Ohne das, ohne genaues Einteilen und Einhalten der Zeit, könnte eine so viel beschäftigte Persönlichkeit, wie ein Landesregierer, jedenfalls nicht durchkommen. Einer der lieben Menschen, welcher mit sicherer Regelmässigkeit zu jedem Anlass, bei dem sie erwartet sind, vielleicht zu amtieren haben, zu spät kommen, könnte also nicht gut für ein Königsamt sich melden oder müsste aus demselben in Bälde wieder entlassen werden.

In den riesenhaften Saal, in welchem der Empfang stattfand, hätte ein einstöckiges Wohnhaus gut Platz gefunden.

Nach der Begrüssung sagte ich etwas davon, dass ich dankbar sei für diese, trotz so grosser Inanspruchnahme des Kaisers, von ihm gebotene Gelegenheit, mancherlei Anliegen der deutschen Kriegsgefangenen an massgebender Stelle vorzubringen. Es sei vor allem an ihm zu danken, meinte der Kaiser, und der Dank gelte auch meinem Lande und nicht zuletzt meiner Gemeinde, welche um des Dienstes an den deutschen Kriegsgefangenen so lange auf die Tätigkeit ihres Pfarrers verzichten müsse.

Nun hätte ein kurzer zusammenhängender Bericht über die Lage der deutschen Kriegsgefangenen folgen sollen. Da trat aber — unerwartet für mich, vielleicht auch für den Kaiser selber — die Kaiserin in den Saal. Auch in weissem Haar noch eine anmutige Gestalt, mit etwas Wohltuendem in ihren Gesichtszügen und in ihrer ganzen Art. Ihr Erscheinen gab nun dem Zusammensein

eine andere Wendung. Von beiden kaiserlichen Persönlichkeiten wurden gleich eine Anzahl Fragen gestellt, und ich musste versuchen, mich dieser Programmänderung rasch anzupassen und in meinen Antworten und Erläuterungen das Wichtigste von dem, was ich in meinem Referat hatte sagen wollen und sollen, anzubringen. Manche Fragen und Aeusserungen des Kaisers zeugten von seiner wirklich auffallend schnellen Auffassungsgabe, von seiner ausgesprochenen Fähigkeit, sich in allerlei Situationen und Menschen rasch hineinzudenken. Ich hatte darauf hingewiesen, dass viele der gefangenen Offiziere noch mehr, als unter den äussern Beschwerden der Gefangenschaft, unter dem Gefühl litten, nun nichts mehr für die Heimat tun zu können, dort jetzt vielleicht sogar als minderwertig betrachtet zu werden, am Ende gerade in den Augen des obersten Kriegsherrn, des Kaisers, als Feiglinge zu gelten.

Dazu äusserte der Kaiser: „Diese Befürchtungen sind unbegründet. Sagen Sie, bitte, unsern Kriegsgefangenen, vor allem meinen Offizieren, dass ich wohl weiss, wie oft gerade die Tapfersten unter ihnen, die, welche am unerschrockensten bei Erkundungen vorangingen, auch die, welche am längsten in einer bedrohten Stellung standgehalten haben, in Kriegsgefangenschaft geraten sind. Sagen Sie unsern Gefangenen auch, dass, wenn sie auch jetzt nichts für die Heimat tun können, doch nach Kriegsabschluss zu Hause manche wichtige Aufgabe auf sie warten wird, dass ich dann jeden nötig habe und auf jeden zählen werde!“

Das war wirklich aus feinem Verstehen der Geistesverfassung mancher deutscher Kriegsgefangenen gesprochen, und es wird, wenn ich es weitersage, für viele eine wohltuende, entlastende, ermutigende Botschaft sein.

Als ich im Laufe des Gespräches des um die Kriegsgefangenenfürsorge so verdienten Bundesrats Hofmann Erwähnung tat, hiess es beim Kaiser: „Ein in der Tat sehr tüchtiger Mann“, und dann zur Kaiserin gewendet: „Das ist der frühere schweizerische Kriegsminister (er war zur Zeit des Kaiserbesuches Vorsteher des Militärdepartements). Du erinnerst dich vielleicht, Auguste, dass ich nach der Reise dir von ihm erzählt habe und vom Eindruck, den er mir gemacht hat.“

Die Kaiserin schien — trotz ihrer Uebelhörigkeit — dem Gespräch recht ordentlich folgen zu können.

Auch ihre Aeusserungen bewiesen ein weitgehendes Verständnis für die so vielfältige Not des Krieges, gerade auch für die Not der Kriegsgefangenschaft.

Nur einmal kam von ihr ein Ausspruch, welcher, wohl vom nicht ganz richtigen Hören herrührend, nicht eigentlich seinen Platz hatte in dieser Besprechung. Es war davon die Rede gewesen, dass es vielleicht noch einiger Geduld bedürfe, bis die und jene Verbesserung in der Kriegsgefangenen-Behandlung verwirklicht sei.

Da hiess es bei ihr: „Ja wohl, auch bei den gegenwärtigen, recht langwierigen Unterhandlungen mit Russland sind wir recht auf die Geduld angewiesen.“ Das konnte sich nicht wohl auf russische Kriegsgefangenen-Angelegenheiten beziehen, über die ja die Kaiserin nicht unterrichtet sein konnte. Diese ihre Bemerkung ging unzweifelhaft auf ganz geheime Separatfriedens-Unterhandlungen mit Russland, Unterhandlungen, welche aber von den amtlichen deutschen Instanzen und von den deutschen Zeitungen abgeleugnet werden. Es ist nun also doch etwas an dieser Sache; mit ihrer Andeutung hat die hohe Frau ein nicht unwichtiges Staatsgeheimnis enthüllt, das aber jedenfalls durch mich, solange der Krieg dauert, nicht irgendwie an die Oeffentlichkeit gebracht werden wird.

Als der Kaiser noch zu wissen wünschte, wie sich die französischen militärischen und andern Behörden zu meiner Tätigkeit für die deutschen Gefangenen stellten, musste und durfte ich feststellen, dass meinem Kollegen, P. de Courten und mir die Arbeit in Frankreich von oben her wirklich durch viel Entgegenkommen erleichtert werde, dass die von der französischen Regierung bei unserer Zulassung gemachten Zusicherungen bisdahin alle gehalten worden seien.

In diesem Augenblick griff nun zum erstenmal mein Begleiter, der Chef des Militärkabinetts, in die Unterredung ein, mit den Worten: „Sagen Sie nun Seiner Majestät ganz offen, aus welchen bei uns liegenden bedauerlichen Gründen Ihre von den Franzosen bisdahin sehr erleichterte, für unsere Kriegsgefangenen segensreiche Tätigkeit nun doch stark gefördert werden könnte.“

Der Kaiser nickte mir, zum Reden auffordernd, zu, und ich berichtete nun über den Sachverhalt, dabei mich freilich bemühend, das preussische Kriegsministerium, meinen „Widerpart“ in dieser

speziellen Sache nicht mehr, als durchaus notwendig, blosszustellen.

Ohne irgendwelche Unterbrechung liess mich der Kaiser zu Ende reden; er stellte auch keine weitem Fragen betreffend diese etwas unerquickliche Sache. Er wandte sich gleich zum Chef des Militärkabinetts mit den in ziemlich bestimmtem Befehlston gesprochenen Worten: „Exzellenz wollen ohne Verzug gegenüber dem Kriegsministerium das Nötige vorkehren, dass die Dinge entsprechend den Darlegungen des Herrn Pastors geordnet werden und unsererseits alles getan wird, was die Fortführung seiner Aufgabe an den Kriegsgefangenen erleichtern kann.“

Nach dieser Phase der Audienz musste ich an zwei den Kaiser betreffende Töne denken, welche man gelegentlich in kleinen, geschlossenen Kreisen halblaut kann klingen hören: Erstens, der Kaiser wünscht nichts Unerfreuliches zu hören. Solche Dinge würden dann auch von seiner Umgebung sorgfältig, fast ängstlich von ihm ferngehalten. Zweitens, er sei nicht im stande, jemanden zu Ende reden zu lassen. Wenn einer zu ihm zur Berichterstattung bestellt sei, ergreife er, der Kaiser, ziemlich bald selber und endgültig das Wort, ohne dass der Referent, oft ein Staatsmann, sein meist recht wichtiges Anliegen hätte gänzlich zur Aussprache bringen können.

Das mag ja wirklich die dem Staatsinteresse nicht gerade förderliche Regel beim Kaiser sein. Aber es scheint ja doch auch hie und da Ausnahmen zu geben, deren eine ich eben in sehr erfreulicher, nutzbringender Weise erlebt habe: Der Chef des Militärkabinetts scheute sich in diesem Falle nicht, eine etwas unerquickliche Sache doch vor den Kaiser zu bringen, und dieser liess das ohne Ausweichen geschehen. Im weitem suchte er da keinen Anlass zu eigener Redebetätigung, sondern er hat, ohne irgend welche Unterbrechung, mich bis zum letzten Wort, das gesagt werden musste, allein zum Reden kommen lassen.

Kaum war in dieser Angelegenheit die fast nicht zu erwartende erfreuliche kaiserliche Entscheidung getroffen, trat ein Flügeladjutant ein (mit einer sehr gewichtigen Mappe), dem Kaiser meldend, dass der Feldmarschall von Hindenburg und der Reichskanzler von Bethmann-Hollweg zur Teilnahme am vorgesehenen Kronrat eben im Palais angelangt seien. (N. B. Es wurde dann

da die Selbständigmachung Polens und die Einführung des Zivildienstes beschlossen.)

Nachdem die Kaiserin hierauf noch einige Minuten die Unterredung allein fortgesetzt hatte, verabschiedete auch sie sich, schritt gegen die eine Türe des grossen Saales, kehrte sich dann plötzlich wieder um, erfasste meine Hände mit den Worten: „Vergessen Sie nicht, Ihre liebe Gemeinde und Ihre liebe Familie von uns beiden herzlich zu grüssen und unsern warmen Dank auszurichten, dass man Sie von dort zu solchem Dienst christlichen Erbarmens und Helfens hat ziehen lassen. Grüssen Sie auch, wenn Sie wieder nach Frankreich kommen, viele Male unsere armen Kriegsgefangenen, die bei uns nicht vergessen sind in ihrer besondern Not. Ach, wie manches überaus Schwere bringt doch dieser Krieg für so viele!“

Bei diesen letzten Worten brachen ihr mit einemmal die Tränen hervor, was wohl bei dieser tapfern Frau, die nichts Wehleidiges in ihrer Art zu haben scheint, gewiss nicht oft geschieht. Ich musste darob an das Wort denken: „Kronen schützen nicht vor Tränen; sie verbergen sie höchstens.“ Manchmal ist aber nicht einmal dieses Verbergen möglich. Diejenigen waren also nicht ganz richtig daran, die mir vor kurzem sagten: „Die Majestäten merken und erleben wohl selber nicht gerade viel von der Kriegsnot.“ Aeusserlich ja wahrscheinlich schon nicht. Aber ihre reichliche Bürde von Kummer und Sorge haben sie doch, gerade, weil ein Teil der Last der andern, ihrer Untertanen, noch auf ihnen liegt. Das in einem kaiserlichen Prunksaal wohl selten gesehene und gehörte Weinen einer hohen, gekrönten Frau offenbarte da manches. — Was den Kaiser betrifft, so lässt sein ganz auffälliges Altern seit seinem Besuche in der Schweiz auch auf manches schliessen. — Die fast unaufhörlichen, zuckenden Bewegungen seines rechten Armes (der linke ist bekanntlich seit der Geburt teilweise gelähmt und ziemlich verkürzt) lassen auch den Nichtmediziner annehmen, dass seine Nervenkraft stark verbraucht ist durch all das, was diese 2¼ Kriegsjahre ohne Unterbruch von Aufregendem, Angreifendem an ihn heranbrachten. — Das von ihm schliesslich ausgesprochene Jawort zur Entfachung des Krieges hat ihm sicher schon viel zu denken gegeben.

Sein Ahnherr, Friedrich der Grosse, hat zwar, sogar mehrmals, solche Verantwortung ebenfalls auf sich genommen, auch zum Schwert

gegriffen. Aber solche Kriegsansage reichte damals doch weniger weit in ihren Folgen. Und dann hatte der grosse Ahne doch wohl noch mehr das Zeug in sich, durch alles hindurch das Schwert und das Szepter in kräftiger, zielbewusster Hand zu behalten, und auch dem bösen Tag in innerlicher Ungebrochenheit stand zu halten!

Beim Verlassen des Thronsaales äusserte der General-Oberst zu mir: „Majestät ist heute recht gnädig gewesen.“ — Lag darin wohl eine zarte Andeutung: das könne unter Umständen auch nicht ganz der Fall sein?! Wie das auch sich verhalten mag, ich bin dankbar, dass ich mit einem Gewinn für die Sache der Kriegsgefangenen von den Stufen des Thrones heruntersteigen kann, auf den etwas weniger glatten gewöhnlichen Boden, auf dem man sich doch im ganzen eher sicherer fühlt.

Einige Persönlichkeiten des Hofstaates brachten dann noch Anliegen vor betreffend Kriegsgefangene, die ihnen nahe stehen und zugleich übergaben sie mir gerne Grüsse an einen ihnen wohlbekannten und von ihnen sehr geschätzten Berner, den feingebildeten Dr. v. M., einst in preussischen Diensten, als Kammerherr der Kaiserin. —

In manchen Gemächern, durch die ich geführt wurde, schmückten wertvolle Gemälde die Wände, auch solche französischer Künstler des XVIII. Jahrhunderts. Aber für ihre genauere Betrachtung mangelte es jetzt an Zeit. Ich hätte mich auch sonst jetzt nicht ohne weiteres auf Kunstgenuss umstellen können. — Ich war eher zum Examen mit mir selber disponiert, ob ich eigentlich alles Nötige und Wichtige und nichts Ungeeignetes gesagt, in der richtigen Weise geredet und auch am rechten Ort geschwiegen habe?

Auf der Rückfahrt zum Bahnhof Wildpark fiel mir der wenig gepflegte Zustand der Gartenanlage um den Kaiserpalast auf. Das ist aber nicht verwunderlich. Der grösste Teil des Hofgärtnerpersonals steht jetzt an der Front, hat dort teilweise auch die Schaufel in der Hand, aber nicht zu Gartenkulturarbeiten, sondern um Schützengräben zu erstellen.

N. B. Als ich gegen Ende des Krieges vernahm, der deutsche Kaiser habe den General-Oberst v. Lynker, der wohl zu den Aufrechtsten und Selbständigsten unter den hohen, wichtigen Beratern des Monarchen gehörte, aus seiner bedeutsamen Vertrauens-

stellung entlassen, da überkam mich ein eigentümliches Gefühl. Diese Kunde hatte den unheimlichen Ton eines Signals, welches Unheil bedeutete für den Kaiser und die Fortdauer seiner Regierung!

Berlin, 25. Oktober 1916.

Als ich heute auf dem Kriegsministerium gegenüber Oberst H. (mit dem von Anfang an sehr leicht zu verkehren war) äusserte, ich möchte meine Heimreise in die Schweiz etwas beschleunigen, weil mich mein Magengeschwürleiden wieder ziemlich plage, da bot er gleich an, zu jeder möglichen Reiseerleichterung verhelfen zu wollen. Für den Nachtschnellzug nach Kassel, wo noch ein Franzosenlager zu besuchen ist, liess er in einem Salonwagen ein Schlafabteil reservieren, und er wollte auch für meine Verpflegung fast über das Kriegsübliche hinaus sorgen. Das einzige, was mir nötig und dienlich sein würde, sei etwas Milch, was ich mir dann unterwegs wohl selbst beschaffen könne, bemerkte ich dankend. Da liess er sich aber dienstliche, telephonische Schnellverbindung mit dem stellvertretenden Armeekorpskommando in Kassel geben und als sich von Kassel her ein Offizier des Stabes gemeldet hatte, war folgendes etwas ungewöhnliche militärische Gespräch zu hören: „Hier Kriegsministerium. Der Vertreter der Schweizer Regierung, Feldprediger de Q., kommt morgen mit dem Frühzug nach Kassel zur Besichtigung des Gefangenenlagers. Es soll ein Adjutant ihn auf dem Bahnhof empfangen — und da er momentan leidend ist, soll durch das Kommando dafür gesorgt werden, dass ein Liter warme Milch bei der Ankunft im Lager für ihn bereit steht. Der Herr Feldprediger ist gestern von seiner Majestät empfangen worden; es ist deshalb jede denkbare Rücksicht auf ihn zu nehmen.“

Diese Milchangelegenheit kommt nur deshalb aufs Papier, weil sie bezeichnend ist für die gegenwärtige Verpflegungslage in Deutschland. Es schien dem mir wohlgesinnten Oberst auf dem Kriegsministerium der Hinweis auf Seine Majestät wünschbar, um für mich die Verabreichung dieses Milchquantums ganz bestimmt zu sichern.

Bei uns zu Hause ist solche Milchmenge gottlob, zum Glück für Kinder und Kranke, noch zu haben, ohne dass die höchsten Landesbehörden dafür ins Spiel gezogen werden müssen.

Beim Mittagessen bei unserm Gesandten war ihm über die Au-

dienz im Neuen Palais zu rapportieren. Seit Kriegsbeginn, berichtet der Letztere, sei der Kaiser schwer erreichbar geworden. Er selber habe ihn seit dem Sommer 1914 nicht mehr gesehen.

Auf dem Auswärtigen Amt, wo man sich noch einmal mit mir besprechen wollte, erfahre ich, dass ich Gelegenheitsbotschafter sein sollte. Man wünscht, dass ich mündlich und persönlich offizielle, deutsche Vorschläge betreffend ein Abkommen über die Behandlung der französischen Zivilbevölkerung in den von den Deutschen okkupierten Gebieten Nordfrankreichs an das französische Auswärtige Amt am Quai d'Orsay in Paris, übermittle und, wenn möglich, eine Antwort entgegennehme.

Da wohl auf diese Weise der mitten im Kriegsgebiet ihr Leben in Gefahr und Entbehrungen fristenden Bevölkerung einige Erleichterung geschaffen werden kann, ist es ein Auftrag, der wohl übernommen werden darf, — wenn er auch nicht ganz exakt in meine spezielle Aufgabe hineingehört.

Unter französischen und russischen Gefangenen

Kassel, 26. Oktober 1916.

Das ist eine eigentliche Barackenortschaft, dieses Gefangenenlager von Kassel-Niederzwehren, wohl eines der grössten in ganz Deutschland. Es steht denn auch unter dem Kommando eines Generals, der sich gern von mir über die Verhältnisse in den Lagern von Frankreich unterrichten liess, da einer seiner Söhne dort in Kriegsgefangenschaft ist. Er hofft, dass ein Abkommen getroffen werde, wonach alle seit mehr denn zwei Jahren Gefangenen zur Internierung oder zur Heimbeförderung gelangen.

Für die Aussprache mit mehreren französischen Gefangenen, denen ich von ihren Angehörigen Aufträge überbringen möchte, ist von ihm alles Notwendige angeordnet worden. Es schien für dieselben wohltuend zu sein, den ersten direkten, mündlichen Bericht vom Ergehen von Frau und Kindern zu bekommen und manches von ihren Anliegen mit mir besprechen zu können.

Während meiner Anwesenheit im Lager findet gerade eine grössere dramatische Vorstellung statt.

Wenn manche deutsche Kriegsgefangenen in Frankreich ihre Erholung und Ablenkung vor allem in Gesang und Instrumental-

musik suchen, ist es bei den Franzosen in Gefangenschaft vor allem das Theaterspiel, dem sie ihre freie Zeit widmen und das ihnen etwas Abwechslung und Entspannung bringen soll.

Nach bisherigen Eindrücken würde ich annehmen, dass die Franzosen die Gefangenschaft im ganzen seelisch fast etwas leichter durchstreiten können als die Deutschen. Das hängt vielleicht mit der grössern seelischen Elastizität der Franzosen zusammen. Vielleicht auch mit der grössern Fähigkeit und Willigkeit zu kameradschaftlichem sich Zusammenschliessen und Zusammenhalten.

Wenn die französischen Gefangenen klagen, so ist es vor allem über die Verpflegung; weniger über die Quantität, als über die Qualität. Diese Klage ist nicht unverständlich. Aber ich habe doch einige nicht recht Zufriedene daran erinnert, dass jetzt auch grosse Teile der deutschen Bevölkerung selber nicht besser dran sind und ein Kriegsbrot zu essen bekommen, welches weit hinter dem Brot zurücksteht, das jetzt in Frankreich noch auf jeden Tisch kommt.

Ueber die Unterkunftsverhältnisse, über die vorhandenen Schlaf- und Wohnräumlichkeiten, über die sanitären Einrichtungen (Wasch- und Bademöglichkeiten usw.) hörte ich gar keine Klage. Da kommt den in Deutschland Gefangenen die deutsche Organisationsfähigkeit, das ausgesprochene deutsche Bedürfnis nach Ordnung und Sauberkeit, recht zustatten.

Das Zusammenleben von so vielen Menschen ist gleichwohl dem Entstehen von ansteckenden Krankheiten förderlich. Das Gefangenenlager hat einen eigenen Friedhof, dessen hohe Gräberzahl mir gleich zu denken gab. Da wurde mir anvertraut, die Erklärung liege in einer Flecktyphus-Epidemie, welche allem nach Hunderte von Opfern verlangte. Auch einige deutsche Militärärzte, welche bei der Pflege dieser Kranken sich betätigten, haben den Tod gefunden.

Eingeschleppt wurde diese schreckliche Seuche durch russische Gefangene. Die Aussenwelt hatte damals — vor etwa einem Jahre — keine Ahnung davon, dass wir diese unheimliche Krankheit, die man sonst nur im wenig zivilisierten Osten kannte, mitten unter uns in Zentraleuropa hatten.

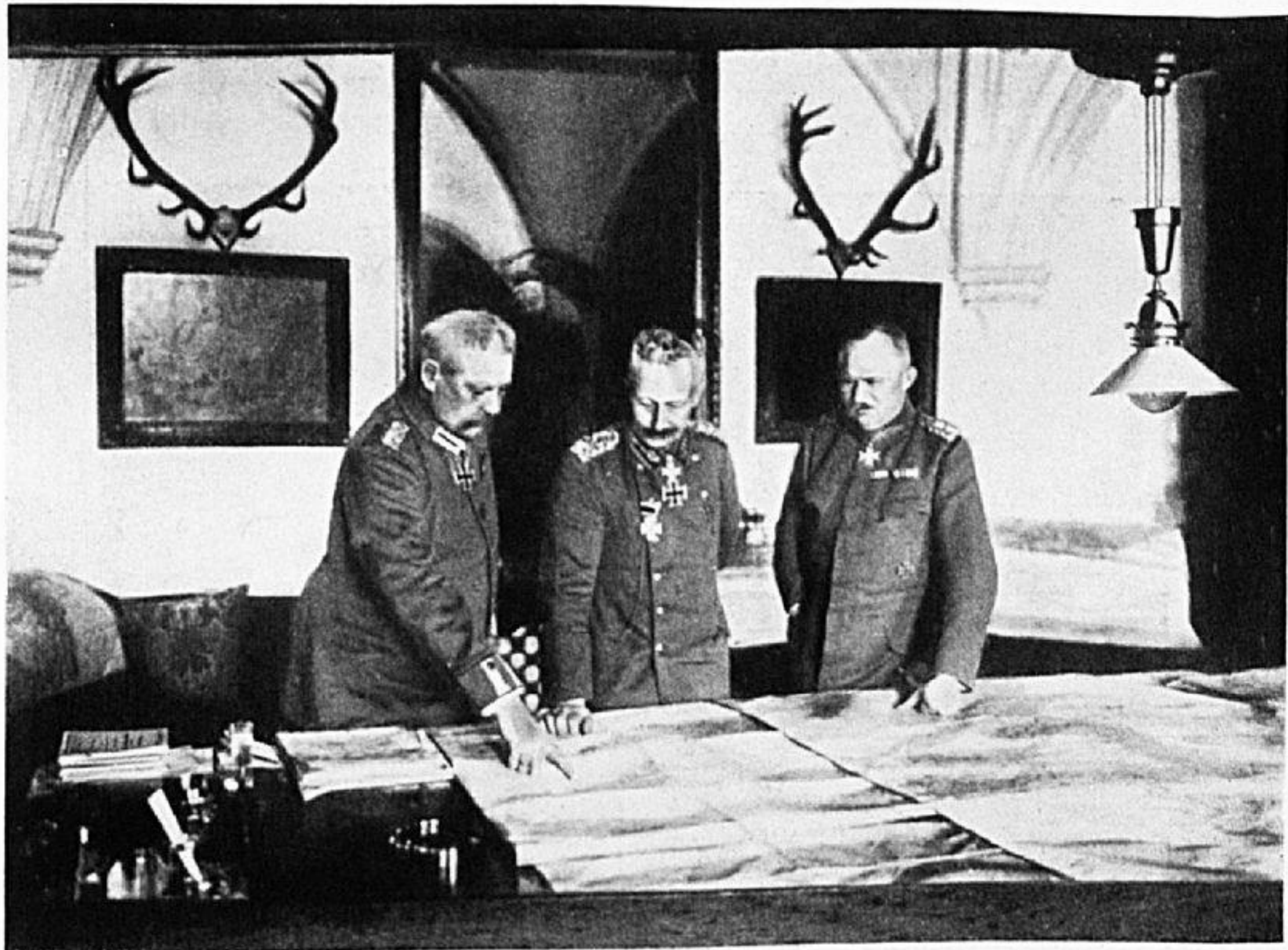


Kaiser Wilhelm II



Die deutsche Kaiserin

(Seite 102)



Hindenburg Der deutsche Kaiser Ludendorff
im grossen Hauptquartier

von dem her gesehen

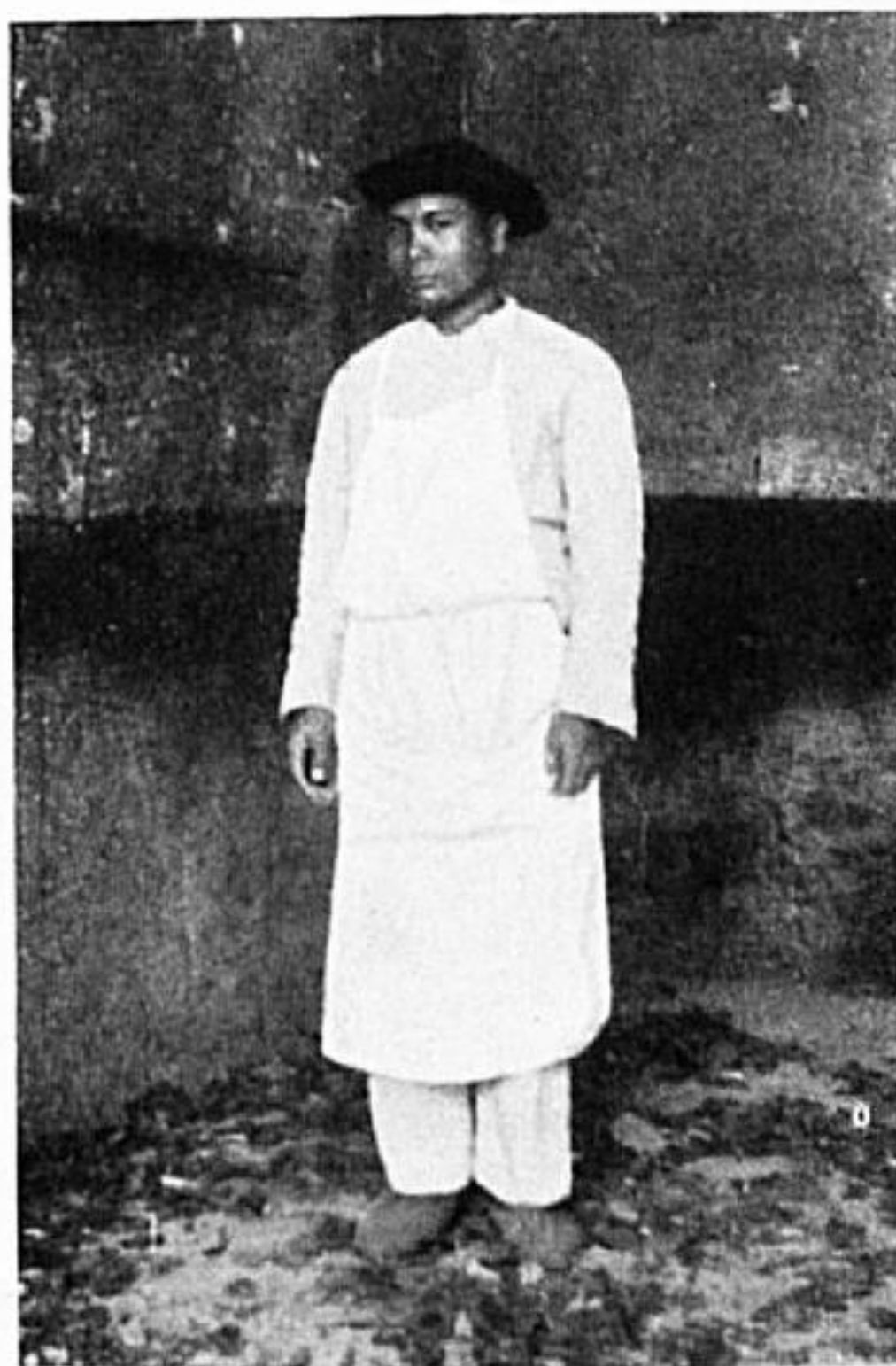
Lamsdorf O/S. Na.

*da familie Bunt
seit alle?*

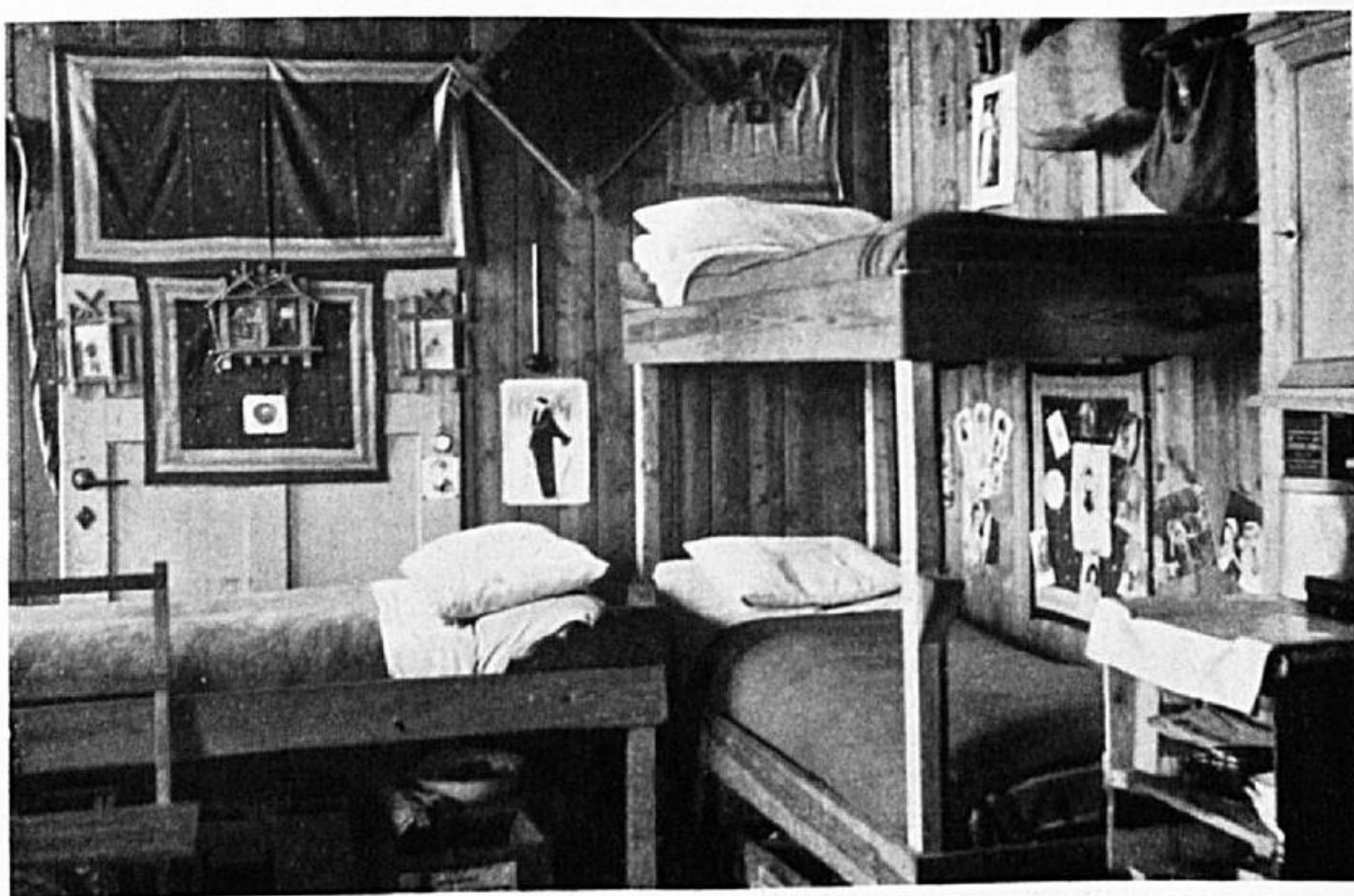
Das merkwürdige Lebenszeichen des vermissten Sergeant G. (stark vergrößert)
(Seite 206)



Sehr jugendlicher korsikanischer
Hotelportier (Seite 151)



Photoscheuer anamitischer
Sanitätssoldat (Seite 72)



Schlafstätte im guteingerichteten deutschen Gefangenenlager Kassel
(Seite 112)